

Dieter Tewes

Diözesanreferent für Missionarische Dienste/missio im Seelsorgeamt Osnabrück
Leiter des missio-Projektes "Spiritualität und Gemeindeentwicklung – Kleine Christliche Gemeinschaften in Deutschland", Geschäftsführer des "Nationalteam KCG Deutschland".

Artikel für „Hirschberg“, Oktober 2012: Heft „Glaube braucht Gemeinschaft“

Kleine Christliche Gemeinschaften?

Kein Import, keine Kuscheligkeit, aber „vor Ort Kirche sein“.

Das Wort „Gemeinschaft“ hat für deutsche Ohren einen sehr positiven Klang. Es bringt Sehnsüchte zum Klingen nach gelingendem Miteinander, Beheimatung in einer Gruppe, Zugehörigkeit, Teilen gemeinsamer Werte und/oder Interessen, akzeptiert Sein als Mensch, Überschaubarkeit der Beziehungen. Anders als in vielen anderen Kulturen hat die deutsche „Gemeinschaft“ (oder vielleicht ja auch nur die norddeutsche, denn nur darüber kann ich als Niedersachse aus eigener Sicht schreiben) aber auch schnell den Aspekt der Kuscheligkeit, des sich Abschließens gegenüber anderen, die nicht dazu gehören: „Jetzt sind wir so schön beisammen, haben so eine Vertrautheit in der Gruppe entwickelt, reden über so persönliche Dinge (wie unseren Glauben), da kann jetzt aber keiner mehr dazukommen...“

So eine Art von Gemeinschaft sind „Kleine Christliche Gemeinschaften“ (KCGs) nicht. Sie sind Kirche vor Ort, Kirche im sozialen Nahraum. Wenn ein Teil von Kirche sagen würde (oder sich faktisch so verhält), dass niemand mehr dazukommen kann, hat sie aufgehört, Kirche Jesu Christi zu sein, dann hat sie nämlich aufgehört missionarisch und im Dienst der Menschen, der Anderen zu sein.

Genau diese Kirchenerfahrung machen Kleine Christliche Gemeinschaften weltweit: Wenn wir zusammenkommen (immer wieder auch in neuen Zusammensetzungen, mit Gästen...), dann sind nicht wir es, die die Gemeinschaft schaffen müssen, damit es dann möglich wird, miteinander z.B. Bibel-Teilen zu feiern oder über Glaube und uns selbst zu sprechen. Nein, Christus ist es, der hier Gemeinschaft schafft, der durch seinen Geist eine Atmosphäre der Gemeinschaft entstehen lässt (auch wenn man sich noch nicht gut kennt, trotz sonstiger Differenzen und auch – und vielleicht gerade dann – wenn Gäste da sind). Eine Atmosphäre, in der dann erst ein Glaubensgespräch möglich und Jesu gemeinschaftsschaffende Gegenwart wirklich erfahrbar wird.

Dazu ist es hilfreich, Christus bewusst in die Runde einzuladen, im Gebet seine Gegenwart anzusprechen.

Ich gebe zu: Als ich vor 20 Jahren – damals noch neu in der weltkirchlichen Arbeit und aus der Pfarrseelsorge kommend – erstmals bewusst auf die Kleinen Christlichen Gemeinschaften aufmerksam geworden bin, hatte ich genau die oben beschriebenen Gefühle und Hoffnungen: Kleine überschaubare, nachbarschaftlich organisierte Gruppen, in denen die Menschen wieder kirchlich beheimatet sein könnten, in denen Glaube und Kirche wieder wachsen könnten. Und ich gebe auch zu, dass ich dabei ein wenig die (deutsche? bürgerliche?) Sehnsucht nach Kuscheligkeit, nach Geborgenheit, nach heiler (religiöser) Welt hatte, vielleicht nach dem, was früher (wirklich oder romantisiert?) die Familie geboten hat. Und ich scheine da nicht der einzige gewesen zu sein, denn viele mit mir haben zunächst bei den KCGs nur das gesehen, was wir (unbewusst) wahrnehmen

wollten... Und dann haben wir uns gewundert, dass es hier nicht funktionierte, was wir an Kopien versucht haben...

Manch ein Verbands-Mensch hat mir damals gesagt, dass seine Gruppe auch eine kleine christliche Gemeinschaft sei: Sie sei christlich, wirklich eine Gemeinschaft, und klein sei sie (inzwischen) auch. Was also ist wirklich eine KCG?

Zunächst einmal ist es eigentlich schon falsch, von einer KCG im Singular zu sprechen. KCGs gibt es immer nur im Plural, oder sie sind etwas anderes: Bibel-Teil-Gruppen zum Beispiel.

KCGs sind eine Substruktur großer Pfarreien, wobei diese Benennung „Small Christian Community“, „KCG“ besonders in Afrika und einigen Gegenden Asiens üblich ist. Die von Fläche und/oder Katholikenzahl her riesigen Pfarreien der Südlichen Kontinente sind aufgeteilt in Gemeinden (Kapellengemeinden, Außenstationen, Basisgemeinden), wo sich die Christen sonntäglich zum Gottesdienst treffen (der eher selten eine Eucharistiefeier sein kann, weil bei 50 – 80 Gemeinden – zudem oft in unwegsamem Gelände – der Priester nur gelegentlich kommen kann) und Getaufte die verschiedensten Dienste übernehmen (auch den der Leitung), damit die Gemeinde lebendig ist und in Verbindung, vernetzt mit der großen Pfarrei bleibt (durch Vertreter- und Dienste-Treffen, Beauftragungen, Schulungen...).

Innerhalb dieser Gemeinden gibt es wieder eine Substruktur: die Kleinen Christlichen Gemeinschaften, kirchlichen Basisgemeinschaften oder „units“. In vielen Pfarrhäusern des Südens habe ich Landkarten der Pfarrei hängen sehen, auf der geographisch genau eingezeichnet ist, wo das Gebiet welcher KCG ist. Eine KCG orientiert sich am sozialen Nahraum, in dem die Menschen leben, sind „church in the neighbourhood“, „Kirche in der Nachbarschaft“.

Das englische (und international übliche) Konzept von neighbourhood ist weiter als der (engere) deutsche Begriff von Nachbarschaft. Es geht nicht (nur) um die wenigen Nachbarn in den unmittelbaren Häusern oder Wohnungen um mich herum. Es geht um mein Viertel, mein Dorf... Und es geht um Kirchesein!

Kirche hat die Dimensionen Martyria (Glaubens-Zeugnis), Liturgia (Glaubens-Feier), Diakonia (Glaubens-Dienst –am Anderen) und Koinonia (Glaubens-Gemeinschaft). Überall dort, wo diese vier Dimensionen (und zwar gemeinsam) vorhanden sind – in der Kirche auf Weltebene, in einer Diözese, Pfarrei, Gemeinde oder eben einer KCG oder Basisgemeinschaft –, da ist Kirche, da wächst Kirche. (Die Liturgie in einer KCG ist übrigens u.a. das Bibel-Teilen, das gemeinsame Gebet.)

Damit ist auch klar, dass KCG oder Basisgemeinschaft nicht die Gruppe meint, die sich da wöchentlich oder alle 2-4 Wochen in ihrem sozialen Nahraum in einer der Wohnungen oder Häuser trifft: KCG als Kirche vor Ort umfasst alle Getauften, die in diesem Bereich leben. Alle gehören dazu, auch wenn nicht alle mitmachen – wie das ja bei Kirche auf den anderen Ebenen auch so ist. Aber es kann jede/r mitmachen, wenn sie/er will – nicht einmal nur Getaufte, sondern wirklich alle (missionarisch).

Damit wird auch klar, dass der Begriff „Gemeinschaft“ einen viel weiteren Raum umspannt, als den der Gruppe. Wir kennen das von dem englischen Begriff „community“. Die Facebook-Community ist auch ziemlich groß. Kirche als Gemeinschaft schließt also ein und nicht aus. Kirche muss inklusiv sein, nicht exklusiv.

Und dann noch ein interkulturelles Missverständnis, dem wir Deutschen zunächst erlegen sind: Das englische Wort „community“ ebenso wie das spanische „comunidad“ oder die entsprechenden Wörter in vielen anderen Sprachen meinen beides: „Gemeinschaft“ und „Gemeinde“, meinen soziale sowie religiöse Zusammengehörigkeit. Nur wir Deutschen haben da zwei Wörter und machen einen ideologischen Kampf daraus, ob es nun Basisgemeinde oder Basisgemeinschaft heißen muss. Auch die Substruktur unterhalb der Kapellengemeinde ist Gemeinde, ist Kirche. Es geht dabei um das

Bewusstsein der Menschen in der KCG, dass sie Kirche sind, dass Christus ihre Mitte ist und nicht eine Vereinssatzung, dass jede/r Einzelne dazu berufen ist, etwas beizutragen zu dieser Kirchengemeinde/-gemeinschaft, und je dazu auch eine Begabung, eine Gabe, ein Charisma von Gott erhalten hat, wie das II. Vaticanum sagt.

Diese Gabe, dieses Charisma ist übrigens nicht immer das, was die Priester und Hauptamtlichen gerade „brauchen“ können. Wir haben oft Jobs zu vergeben, für die wir Leute suchen, die sie tun könnten. („Kannst du nicht die Erstkommunionkatechese übernehmen?“)

Eine charismenorientierte Kirche fragt nach dem, was Menschen beizutragen haben und freut sich darüber, denn da entsteht etwas Neues. Ich vertraue darauf, dass Gott der Kirche die Charismen, die Begabungen schenkt, die sie braucht. Wir müssen Sie nur auch zulassen und anfragen.

Und dann müssen wir Hauptamtliche den Leuten vertrauen und ihnen zutrauen, dass sie als Getaufte und Gefirmte Geist-Träger sind, dass sie selbständig und verantwortlich handeln. Ein indischer Bischof hat mir in diesem Zusammenhang einmal gesagt: „Wir (die Priester und Hauptamtlichen) müssen uns bekehren zu dem Glauben, dass der Heilige Geist auch dort wirkt, wo wir nicht selbst dabei sind.“

Kleine Christliche Gemeinschaften als Kirche vor Ort wurzeln in der Taufwürde der Dazugehörigen und haben vier Merkmale, so haben wir in Asien und Afrika gelernt:

1. Sie sind lokal, also in einem sozialen Nahraum verankert. Die Menschen haben ein Gesicht, der (gemeinsame) Kontext ist klar. Das heißt nicht, dass sie alle aus demselben (Sinus-) Milieu stammen müssen.
2. Sie leben aus der Christusmitte. Sie entwickeln eine gemeinsame, gelebte Spiritualität, die ernst nimmt, dass Christus „mitten unter ihnen“ ist. Sie hören gemeinsam auf Gottes Wort, das sich Ihnen besonders im Bibel-Teilen erschließt. Darin entdecken sie Ihre Sendung für ihr konkretes Lebensumfeld und die Gemeinde/Pfarrei/Kirche und sind damit
3. Weltrelevant. Das zeigt sich in konkretem Handeln und in der Übernahme von Aufgaben und Diensten für den Stadtteil, die Menschen dort, für die Pfarrei.
4. Sie sind vernetzt. Als Teil von Kirche sind sie eingebunden in konkrete Vernetzungs- und Kommunikationsstrukturen in der Pfarrei und sind damit verbunden mit der Weltkirche.

Ich hoffe, es ist schon deutlich geworden, dass die Kleinen Christlichen Gemeinschaften nur eine mögliche strukturelle Ausformung einer partizipativen Weise Kirche zu sein sind, die versucht, die Kirchenvision des II. Vatikanum zu leben. Zu dieser Weise des Kircheseins gehört elementar auch eine spezifische Weise der Leitung: Es ist ein Leitungsstil, der sich daran orientiert, wie Jesus Leitung wahrgenommen hat (etwa in der Perikope vom Rangstreit der Jünger wie ihn Markus berichtet in 9, 33-37): inspirierend, ermächtigend, nicht-dominierend, Verantwortung gebend.

Vielleicht ist Ihnen beim Lesen schon klar geworden, warum die Gründung von KCGs in den Anfangsjahren des missio-Projektes „Spiritualität und Gemeindebildung“, für das ich verantwortlich bin, und das Impulse dieses Pastoralen Ansatzes in die deutsche Pastoral vermitteln will, nicht geklappt hat, wie ich oben erwähnt hatte.

Der Grund: Weil es nicht um Gründung von Gruppen geht, sondern um Kirchesein! Weil die KCGs oder Basisgemeinschaften nur eine strukturelle Ausformung einer konkreten Vision von Kirche sind, die zunächst einmal mit den Menschen der jeweils konkreten Ortskirche entwickelt werden muss – und diese Menschen, diese Christen müssen erst einmal ein Bewusstsein dafür bekommen, was es

heißt, ein/e Getaufte/r zu sein, teil zu haben am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi!

Und wenn dieses Bewusstsein da ist und man in einer Pfarrei, einer Diözese (oder einem Verband?) eine geteilte Vision davon entwickelt hat, wie man gemeinsam Kirche sein und leben will, dann erst ist es der nächste Schritt zu schauen, welche konkreten Strukturen denn in dem jeweils konkreten Kontext zur Realisierung dieser Vision die richtigen sind. Sicher wird es bei diesen Strukturen Gemeinschaftsformen geben, denn Glaube braucht Gemeinschaft, braucht reale Gemeinschaften, in denen der Glaubende beheimatet sein kann (das ist weltweite Erfahrung). Aber wie diese Gemeinschaften jeweils aussehen werden, lässt sich vorher noch nicht sagen. Es geht also nicht um Gruppengründung, sondern um „Prozesse lokaler Kirchenentwicklung“ (ein Terminus, der im Bistum Hildesheim 2009-20010 in dem Inkulturations- und weltkirchlichen Lernprozess des hier Vorgestellten entstanden ist). Und seit wir das verstanden haben sind wir zwar noch anfanghaft, sehr langsam und geduldig, aber richtig gut – wie ich finde – unterwegs.

Die konkrete strukturelle Ausformung dieser Weise des Kircheseins und der damit zusammenhängenden Gemeinschaftsformen (KCGs, kirchlichen Basisgemeinschaften und vieler anderer Formen, für die es nur Namen in den jeweiligen lokalen Sprachen gibt), sind auch in den verschiedenen Ortskirchen des Südens sehr unterschiedlich – und so muss es ja auch sein, wie wir gesehen haben.

Ob dieser pastorale Ansatz, der zugegebenermaßen zuerst von dem geographischen Raum, der Ortskirche, der Diözese und Pfarrei her denkt, auch für Ihren Verband KMF Impulse geben kann? Ich denke ja. Vielleicht sind Ihnen als Christ, der auf der Verbandsfolie denkt, da schon Ideen gekommen. Wichtig ist, dass Sie diese Ideen mit den anderen im Verband teilen, dass auch Kirche im Verband sich partizipativ und von der Christusmitte her entwickelt. Wichtig scheint mir, dass Sie Ihre Verbandsentwicklung als Kirchenentwicklung sehen, denn Sie sind Kirche – genau wie die lokale Gemeinde. Es geht um Kirchwerdung, Ecclesiogenese (ein Begriff von Leonardo Boff, der in unserem Zusammenhang von Christian Hennecke neu aufgegriffen wurde). Eigentlich bietet der KMF die besten Voraussetzungen für all das und vielleicht passiert das ja längst. Aber darüber weiß ich zu wenig.

Wege, wie das konkrete Mit- und Zueinander Ihrer Verbandsgruppen zu Ortsparreien oder Ortskirche sein kann, wird der Geist Gottes dann schon deutlich machen... Ich kann mir dies als sehr befruchtend vorstellen.

Glaube braucht Gemeinschaft, er braucht konkrete offene Gemeinschaften in denen Glaube und Gott erfahren werden kann, weil und wenn Glaube und diese Gotteserfahrung in diesen Gemeinschaften auch benannt und die Christusmitte auch ins Wort, ins Symbol gebracht werden kann. Es sind Gemeinschaften, in denen es auch kontrovers zugehen kann, und die Spannungen aushalten, weil jede/r weiß, dass man gemeinsam Kirche und einander Schwester und Bruder ist. Da gibt es schon mal Diskussionen... Das ist dann kein Frömmelertum, sondern modernes, sozial und kirchlich engagiertes und damit im besten Sinne missionarisches Christentum.